

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 46

Artikel: "Dulden"
Autor: Marti, Frtiz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

vollendet will das Volk seine Puppen. Der Volksmund hat der Puppe (aus dem Lateinischen pupa = Mädchen, Larve,



Vom Berner Puppenwettbewerb: Guggisberger Frauentracht.
III. Preis.

Dode) seit urdenklichen Zeiten nie eine andere Bedeutung beigemessen. Auch das Römische hat seine volle Berechtigung, nicht aber das Häßliche. Es wurde in neuerer Zeit wiederholt von berufener Seite eine Puppenkunst unterstützt, die wohl als Anregung für künstlerische Arbeit dienen kann, deren Vorbilder als solche aber mehr in ein ethnographisches Museum passen, Fräken, wie die primitivsten und unvollkommensten Formen von Urvölkern sollten nicht als höchste Puppenkunst unsern Kindern anvertraut werden.

Mit wenigen Ausnahmen weist übrigens die Berner Puppenausstellung mit ihren 250 Puppen durchweg Kinderspielzeug auf. Man kann sich dabei höchstens über die praktische Verwendbarkeit hie und da aufhalten. So sollten Thonköpfe, wie sie die Steffisburger Heimkünstler entworfen haben, nicht kantig geformt sein, die Zerbrechlichkeit ist für die Einführung neuer Kopfmodelle keine Empfehlung, ebensowenig wie eine absichtliche Häßlichkeit. In den Kleibern empfiehlt es sich, nach größerer Einfachheit und einheitlicher Farbenkomposition zu streben. Verhältnismäßig wenig Gewicht wurde auf die Herstellung der Körper gelegt und doch dürfte gerade die Linie dieser niedlichen Figuren mit eine Hauptbedingung für ihr Gelingen darstellen, wie speziell die Figuren von Frä. Hasler zeigen. Am wertvollsten, technisch wie künstlerisch, sind die vielen Trachtengruppen ausgefallen; sie haben vortreffliche Resultate gezeitigt. Aber auch die Drolerien, die Nippuppe für Puppenstuben, die Figuren aus der Gegenwart, die Babys sind mit guten Exemplaren vertreten. Der erste Preis, der Frau Herzog in Bern zufiel, zeichnete sich dadurch aus, daß das Puppenpärchen mit den „rübligellen Haaren“ den Gesichtspunkten der Turn: Idee, künstlerische Auffassung, Technik, Eignung für heimische Gewerbe, Selbstanfertigung, am meisten entsprach. Die Zierpuppe für die Vitrine war spärlich vertreten, es sei denn, daß man auch die mit größter Sorgfalt gearbeiteten Walliser, Freiburger und Berner Trachten, wie einzelne historische Kostümfiguren dazurechnen will, von denen die besten übrigens mit Preisen und Auszeichnungen bedacht

worden sind. Eine Hindugruppe und einige Figuren hors concours von Fräulein Hasler, Bern, möchten wir hier besonders erwähnen, sie ist in jeder Beziehung ganz vorzüglich, eignet sich leider aber in der vorliegenden Fassung zu wenig als Spielzeug. Wir sind aber überzeugt, daß eine solche Meisterin auch über Phantasie und Kunstsinne genug verfügt, um der schweizerischen Puppenindustrie wertvolle neue Modelle zu schenken. Anerkennenswert nennen wir auch den Versuch, die altmodischen Verwandlungs- und Drafelgruppen, für die die heutige Kinderwelt gewiß empfänglich sein wird, wieder einzuführen. Marionetten, Modellpuppen für Modellschaustellungen, plastische Karikaturen, Krippenspielfiguren, wie wir sie in den historischen und kunstgewerblichen Museen, speziell des Auslands, in prächtigen Spezimen aufbewahrt finden, wurde keine ausgestellt. Ihre Ergänzung fand die Ausstellung in einer Anzahl drolliger alter Puppen aus Privatbesitz.

So ist eben auch die Puppe nur ein Produkt der Mode. Durch fortwährenden Wechsel sucht man sie immer wieder neu und reizvoll zu gestalten. Ihr innerer künstlerischer Wert bleibt freilich von vornherein relativ. Gut und minderwertig, interessant und banal, schön und häßlich wechseln sie in ständiger Folge. Jede Zeit fordert ihren Gegensatz, nur die Kunst vermag ihr bleibende Werte einzufügen.

C. B.

⌘ Bärndütsch. ⌘

Es isch mys Zwaschblischhäeli!

Mi ma's fascht nid ebha.

Mi mueß es chly verddörle.

Was möchtisch ächt o ha?

So, da dä Schträhl, das Schpiegeli?

Was hätt'sch no gän? Sä, sä!

Gäll wie das geit, d's Bimbammeli?

E, nei, wär wett d's näh!

Nid brieggele, mys Duudeli.

Los d's Glingglang, los d's Bumbum.

So, d's Bäbi wottsch? Das Trudeli?

E, nei, du tueßch jiz dumm!

Was möchtisch no, mys Schakeli?

So d'Lampe ufem Tisch

Und d'Sunne wottsch und d's Himmelräch!

Zwänggrindli, was de biß!

Es isch halt glich es Härzeli,

Das la-n-ig mer nid näh!

I wüßti wäm me zünftig Brättsch

Uf d's Blutte sötti gäh!

Walter Morf.

⌘ „Dulden“. ⌘

Von Friz Marti.

Es gibt Leute, die den Ausdruck einer reichen Dame — oder stammt er von einem Kinde? — „wenn die armen Leute kein Brot haben, so sollen sie doch Kuchen essen“, für eine boshafte Erfindung halten. Warum soll er nicht getan worden sein, so gut wie derjenige, den eine ältere reiche Zürcher Dame vor Jahren dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber tat: „Die armen Leute sollten mehr Beefsteak kochen, das ist ja so billig!“ Das war im vollen heiligen Ernst gemeint. Wenn etwas, so spricht dieser naive Rat

Bände. Er beweist, daß viele reiche oder auch nur wohlhabende Menschen so wenig durch Liebeswerke sich betätigenden sozialen Sinn haben, nicht, weil es ihnen an Herz und gutem Willen fehlt, sondern weil sie als Kinder des Glücks, die von Jugend auf vor der Berührung mit dem Leben ängstlich bewahrt wurden, keine Ahnung haben von der Größe der Armut und des Elendes auf dieser für sie besten aller Welten. Zur Ehre der Menschheit muß man annehmen, daß viel mehr Menschen am sozialen Hilfswerk sich beteiligen würden, wenn sie einen Blick tun könnten in die Abgründe menschlichen Elends, die sich oft in ihrer nächsten Nähe befinden. Freilich könnten sie diese Kenntnis mit einiger Mühe sich leicht erwerben. Aber die Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit, vielleicht jedoch noch mehr die instinktive Abneigung gegen etwas, was ihre Sicherheit und ihr Behagen stören könnte, hindert sie, über ihren Kreis hinauszublicken. So schließen sie, halb unbewußt, halb absichtlich ihre Augen gegen alles Unangenehme und wiegen sich in dem tröstlichen Gedanken, daß es in dieser Welt, wo es ihnen so gut geht, auch für andere nicht so schlimm sein könnte. Und sie wundern sich, daß es Unzufriedene, Sozialdemokraten und gar Anarchisten gibt. Andere aber, die wissen, wieviel Kummer und Sorge, wieviel Elend und Laster sich für ganze Volkskreise mit dem Kampfe um den Bissen Brot verbinden, trösten sich mit dem Gedanken, daß der Einzelne doch machtlos gegen diese Verhältnisse sei und lassen deshalb nutzlos die Hände im Schoß liegen. Sie vergessen, daß wohl der Einzelne allein nicht viel vermag, aber viele oder alle Einzelnen zusammen, wenn jeder an seinem Orte seine Christenpflicht erfüllt. Und das ist keine Frage: Wenn alle Wohlhabenden und Reichen, ohne daß sie sich etwas abgehen zu lassen brauchten, ihre sozialen Pflichten nur im gleichen Verhältnisse und in dem Umfang erfüllen würden, wie wir es von manchem einzelnen Menschen wissen, die soziale Frage wäre zum größten Teile gelöst. Und auch das ist keine Frage, daß viel mehr Menschen wahre Wohltätigkeit üben würden, wenn sie eine Ahnung davon hätten, wieviel mehr wahres Glücksgefühl, welcher reicher innerer Gewinn vor allem auch für sie selbst aus solchem Liebeswerke als aus einem egoistischen Genußleben spricht.

Für alle diese, die sozial Blinden, Bequemen und Egoisten ist es gut, wenn sie von Zeit zu Zeit durch einen Schrei aus der Tiefe an die nackte Wirklichkeit, die soziale Not und an ihre Pflichten gegen ihre Menschenbrüder erinnert werden. Einen solchen Schrei aus der Tiefe bedeutet die Schrift: „Dulden: Aus der Lebensbeschreibung einer Armen“. Herausgegeben von Professor E. Bleuler, Direktor der Irrenanstalt Burghölzli. (Verlag von Ernst Reinhardt in München.) Zu der kleinen Schrift hat Dr. Hedwig Bleuler-Waser eine Vorrede geschrieben, in der sie von diesen Aufzeichnungen einer beschränkten Fabrikarbeiterin sagt: „Dies alles — die absolute, reflexionslose, weder von Eitelkeit noch Scham retuschierte Wahrheit, von Momentaufnahmen nach der Wirklichkeit — wirkt zusammen, um diese Lebenserinnerungen zu einem psychologischen und kulturhistorischen Dokument hohen Ranges und einziger Seltenheit zu machen. So reflexions- und absichtslos, so anschaulich, wahrhaft und treuherzig schrieb sie noch die Biographen des 16. Jahrhunderts (ein Thomas Platter zum Beispiel), heute bringt das kein Kulturmensch mehr fertig — höchstens ein begabter Idiot.“

Die Aufzeichnungen stammen, wie das Vorwort sagt und der Leser bald erkennt, von einer armen, ungebildeten, geistig schwach entwickelten, ja zurückgebliebenen Fabrikarbeiterin, dem Kinde einer unfest herumziehenden Fabrikarbeitersfamilie. Sie schrieb diese Autobiographie auf Veranlassung der Ärzte der Irrenanstalt, in die sie ihres aufgeregten Zustandes wegen verbracht worden. Die zuerst widerstrebend, unter Tränen begonnene Beichte gewährte ihr Ruhe und Erleichterung. „Einmal in der Arbeit, schrieb

Rathrin, ohne sich zu besinnen, ohne je etwas zu korrigieren, fast ohne Interpunktion, links vorn beginnend bis rechts ganz ans Ende der Linie unaufhaltsam weiter, als ob ihr differt würde. Sie kennt nicht die Wahl, die Qual des Besinnens, des Gruppierens und Stilisierens, sie schreibt einfach, wie ihr die Erinnerungen emporquellen. Ihr Gedächtnis reproduziert die Erlebnisse (wie das oft auch bei eigentlich Schwachsinnigen beobachtet wird) mit der Genauigkeit einer photographischen Platte. Die Momentaufnahmen nach der Wirklichkeit sind eine nach der anderen unverändert in die Vorratskammer des Gehirns hineingeschoben worden, woher sie nun in chronologischer Reihenfolge hervorgeholt werden können. Während geistig entwickelte, gebildete Leute ihre Erinnerungen verarbeiten, sie nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen und beleuchten, vergleichen und kontrastieren, zusammenziehen und abstrahieren, gibt Rathrin die einzelnen Eindrücke, deren ihr beschränkter Geist nur eine beschränkte Zahl, diese aber deutlich bis in alle Einzelheiten fest umgrenzt und unverwischbar aufgenommen hat, genau so wieder, wie sie sie empfangen.“ Der Herausgeber änderte an dieser Lebensgeschichte nichts, bloß übertrug er einige Dialektausdrücke in verständlicheres Deutsch, unterdrückte da und dort inhaltlose Weitschweifigkeiten und ließ einige Szenen weg, deren Roheit die Veröffentlichung unmöglich gemacht hätte. So haben diese Lebenserinnerungen den Vorzug absoluter Wirklichkeitsstreue. Welcher Wirklichkeit!

Es kann sich hier nicht darum handeln, den schrecklichen Inhalt dieser Autobiographie wiederzugeben. Man muß es selbst lesen, wie die Jugend des armen Kindes verläuft unter Angst und beständigem Zittern vor dem unter dem Einflusse des Alkohols zum Vieh gewordenen Vater, der den eigenen Kindern nachstellt, wie sie nach dem Tode der guten Mutter, der Dulderin, in lasterhafter Umgebung der rohen Gewalt unterliegt, schließlich selbst schuldig wird, um endlich unter dem Gewicht der Gewissensnot zusammenzubrechen — man muß diese Szenen in einem Milieu tiefster Verkommenheit lesen, um eine Ahnung zu bekommen von den Abgründen des Lasters und der Not, die in unmittelbarer Nähe eines jeden von uns sich finden. Nicht ohne tiefe Ergriffenheit sieht man, wie stark in dem beschränkten Geschöpf der mütterliche Instinkt ist und in welcher erschütternden Weise er sich gegenüber der verborgenen Leiche ihres Kindes äußert. In dieser Beziehung ist die kleine Schrift auch eine bittere Anklage. Nicht bloß mahnt sie uns daran, wie viel auch bei uns noch an innerer Mission zu tun ist, sondern sie erinnert uns auch daran, welche herrliche moralische Kräfte schlummern selbst in der Tiefe unseres Volkes, das wir so wenig kennen, Schätze, die nur darauf warten, ans Licht gehoben und gepflegt zu werden, um statt im Elend zu verkommen, oder das Laster zu gebären, in Schönheit zu leuchten. Möge die Schrift dazu beitragen, das Gefühl unserer Verantwortung auch für die anderen bei recht vielen zu wecken und zu schärfen!

Der vorstehende Aufsatz stammt aus der Feder des am 8. August 1914 verstorbenen Fritz Marti, des verdienten literarischen Redaktors der Neuen Zürcher Zeitung. Adolf Böglin hat die schönsten Feuilletons des zu früh Dahingegangenen in einem stattlichen Bande gesammelt („Lichter und Funken. Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti.“, Dressel, Zürich, 468 S., brosch. Fr. 5); er hat dies nicht nur aus Pietät getan, sondern aus der berechtigten Annahme heraus, daß ein Buch, in dem sich die reiche Seele eines ebenso geistreichen wie edel empfindenden Menschen spiegelt, vielen Lesern Freude bereiten müsse. Von der Art der Aufsätze haben wir eine Probe gegeben. So warm fühlend wie diese sind alle 61 dieser Feuilletons. Wir brauchen das Buch nicht weiter zu empfehlen.

— — — — —
Zwar herrlich ist die lideswerte Tat,
Doch schön ist's auch, der Taten stärkste Fülle
Durch würd'ge Lieder auf die Nachwelt bringen.

Goethe.

— Nachdruck aller Beiträge verboten. —